

A photograph of a woman with dark hair tied up in a bun, lying on her side. She is resting her head on her right hand, looking down. She is wearing a dark top and a red sleeve on her left arm. The background is a soft-focus blue.

Andrea Fischer Schulthess

**LESE
PROBE**

NOCH FÜNF TAGE

PENDRAGON 



Andrea Fischer Schulthess

NOCH FÜNF TAGE

PENDRAGON

Kriminalroman

ISBN: 978-3-86532-912-7

Klappenbroschur | 272 Seiten | € 22,00



9 783865 329127

Ein leises Familienporträt über das Schweigen und Verschweigen, das zusehends in einen düsteren Psychothriller kippt.

Amanda hat sich in der Gegenwart noch nie wohlgefühlt. Als Kind hat sie bereits an ihre Beerdigung gedacht, und nun als Erwachsene lebt sie in der Vergangenheit. Sie ist eine ewige Außenseiterin, die versucht, sich irgendwie einzufügen. Doch mit jedem vergangenen Jahr wird sie müder. Nun hat sie entschieden, diese Welt zu verlassen.

Ihr bleiben noch fünf Tage – Tage, die sie versunken im Kaninchenbau ihrer Erinnerungen verbringen möchte. Doch das Leben will sie nicht so einfach loslassen und zwingt sie ins Hier und Jetzt zurück. Plötzlich bringt jeder neue Tag eine neue Enthüllung, und schon bald wird ihr klar, dass ihr gesamtes Selbst auf Lücken, Lügen und einem Familiengeheimnis aufgebaut war. Amandas sorgfältig vorbereiteter Abgang und ihr ganzes Fühlen und Sein sind plötzlich infrage gestellt und sie muss alles neu ordnen.



(Foto: © Serafin Schulthess)

Andrea Fischer Schulthess wurde 1969 in Zürich geboren. Nach dem Zoologie-Studium an der Universität Zürich hat sie die Ringier Journalistenschule absolviert und für diverse Medien geschrieben. 2019 übernahm sie die künstlerische Leitung des Millers Theaters in Zürich, wo sie auch regelmäßig selbst auf der Bühne steht. Ihr erster Roman »Motel Terminal« erschien 2016. Sie lebt mit ihrer Familie in Zürich.

»Seit ich denken kann, plane ich meine eigene Beerdigung, wie andere Mädchen ihre Hochzeit.« Amanda

Am Anfang war nichts. Zumindest nichts, woran ich mich erinnern könnte. Dann kamen die Spinnen. Nacht für Nacht zwängten sie sich hinter meinen geschlossenen Augenlidern hindurch, schrammten mit ihren Beinen über meine Augäpfel. Verletzten deren feuchte Haut. Wenn ich es dann endlich schaffte, meine Lider hochzuziehen, mich ins Jetzt zurückzudenken, waren die Tiere noch immer da. Erstarrt sah ich ihnen dabei zu, wie sie sich vermehrten, aus jedem Winkel hervorquollen und schwarz auf grau die Zimmerwände hochkrabbelten, um sich im deckenlosen Dunkel des Zimmers zu verlieren, sich irgendwo weit über mir zusammenzurotten. Eine wachsende Traube aus Beinen und Leibern.

In jenen Kindernächten war die Stille in mir und um mich herum dicht wie Pudding. Damals und auch später geschah es nie, dass ich bei Mutter im Bett schlafen durfte. Selbst dann nicht, wenn ich mich nach einer Reihe durchschwitzter Nächte kaum mehr in die hektische Heiterkeit des Kindergartens schleppen mochte und der fehlende Schlaf mich empfindlich gemacht hatte wie eine Muschel ohne Schale.

Erst wenn der Morgen erwachte und das Licht die Dämonen verblassen ließ, durfte ich ins andere Zimmer hinüber, wo Mutter im schmutzig orangen Licht der Gardinen in ihrem Bett schnaufte. Sie sah immer wütend aus, wenn sie schlief.

»Mama?«

»Hm?«

»Sie waren wieder da.«

»Hör auf mit diesem Unsinn. Dafür bist du wirklich langsam zu alt.«

Aus ihrem Mund roch es brackig, wie beim Bootshaus am nahe gelegenen Fluss nach einem zu langen Sommer.

An guten Tagen schob sie den Aschenbecher voller Gauloises Bleu Stummel zur Seite und hob ihre Decke an. Dann schmiegte ich mich in die Wärme. Ganz vorsichtig, damit ich Mutters Körper nicht berührte. Meistens setzte ich mich einfach auf den Boden neben das Bett und legte meinen Kopf dicht neben ihre Hand, die bereits wieder im Schlaf zuckte, eine Spinne aus Fleisch, erträglich in der versöhnlichen Sanfttheit des ersten Morgenlichts.

Eines Nachts, ich weiß weder wie noch wann, hörten diese düsteren Wach-Träume auf. Andere lösten sie ab. Seit ich mich erinnern kann, weiß ich, dass erst der Tod mich von ihnen befreien wird. Nachdem das Universum mich vor fast fünfzig Jahren ungefragt auf diesem Planeten ausgespuckt hat, sehne ich ihn herbei, hoffe, dass er mich nicht vergessen hat. Als Mutter, für mich schon längst nicht mehr Mama, sondern nur noch Joséphine, ihm freiwillig ihre Hand reichte und mich alleine zurückließ, wurde mein Heimweh nach dem großen Nichts zu meinem treuesten Schatten.

Bald habe ich es geschafft. Auch ich werde heimkehren. Nur noch fünf Tage.

November 2000 – Zürich

Kurz vor sieben Uhr drang ein beharrliches Klingeln in Amandas Träume. Verwirrt und vergeblich suchte sie nach seiner Quelle, bis sie ins Vakuum des unverbrauchten Morgens gesogen wurde und begriff. Der Lärm kam aus der wirklichen Welt, vom Telefon im Flur.

Die Novembernacht klebte noch an den Fenstern. Amanda war speiübel. Obwohl sie am vergangenen Abend nur Wasser und Apfelsaft getrunken hatte, fühlte sich ihr Inneres wattig und wund an. Sie zog sich das Kissen über den Kopf, als könnte es sie vom Brechreiz und dem fordernden Schellen beschützen.

Es half nichts. Das Telefon läutete unerbittlich weiter, bis Jan fluchend über Amanda aus dem Bett stolperte und ihr wenig später das Kissen vom Gesicht zog. Seine Worte vermengten sich mit halb verdautem

Knoblauch und Bier, als er schimpfte: »Dalina! Dein Großvater ist am Telefon! Verdammt, der spinnt doch, der Alte!« Dann kippte er umgehend auf die Matratze und in sein Kater-Koma zurück. Amanda setzte sich auf und wühlte im Kleiderhaufen neben dem Bett nach ihrem Flanellhemd.

Das Neonlicht in der Küche flackerte, als sie sich am Ende des gespannten Telefonkabels an den klebrigen Tisch setzte, auf dem noch die Flaschen des gestrigen Abends standen wie Kegel in einem vorzeitig abgebrochenen Spiel. Sie seufzte in den Hörer. »Ja?«

»Da bist du ja endlich. Guten Morgen, meine Kleine. Wie geht es dir?« Großvater klang seltsam monoton. Jetzt ist er übergeschnappt, dachte Amanda.

»Weißt du, wie spät es ist? Ist alles gut bei dir?« Ihre Stimme klemmte im Hals wie ein schlechtgekautes Stück Fleisch.

»Nein. Joséphine ist letzte Nacht gestorben.«

Aus Amandas Brust schoss das Blut wie Eiswasser in Arme und Beine, füllte jede Ader und Vene mit flüssiger Kälte. Sie schob den vollen Aschenbecher zur Seite und versuchte, tief Luft zu holen.

»Das kann nicht sein. Du irrst dich. Ich habe sie erst gestern Morgen gesehen. Hast du wieder getrunken?« Es kam lahm und sie wusste auch ohne Großvaters Antwort, dass es egal war, ob er nüchtern war oder nicht. Joséphine war tot.

Sie müsste jetzt schreien oder weinen, dachte Amanda, noch ganz traumtaub und drückte das Telefon an ihre Brust. Trotz ihrer Übelkeit setzte sie mit der freien Hand eine der halb vollen Flaschen an und nahm einen großen Schluck. Er war lau und ohne Kohlensäure. Sie sollte nicht. Das Kind im Bauch. Aber das war jetzt auch egal.

»Amanda? Amanda?«, quäkte es gedämpft aus dem schwarzen Plastikding in ihrer Hand. Sie hob es wieder ans Ohr und fragte: »Was ist passiert?«

»Deine Mutter hat sich in der Garage in mein Auto gesetzt und den Motor laufen lassen. Ich habe sie gerade erst gefunden.«

Amanda schüttelte den Kopf, als könnte Alois das am anderen Ende der Leitung sehen. Joséphine besuchte ihren Vater schon seit Jahren nicht mehr. Das alles musste ein Missverständnis sein.

Sie hörte noch, wie Großvater etwas von Arzt und Polizei sagte und dass er sich melden würde, sobald er mehr wisse. Dann beendete er das Gespräch, wie immer ohne Gruß. Amanda nahm einen weiteren Schluck Bier und ging in den Flur, wo sie den Hörer auflegte, und Joséphines Nummer wählte. Nichts. Das Tuten noch im dumpfen Schädel, rannte sie zur Spüle und erbrach sich über den Stapel ungewaschener Fondueteller. Dann legte sie sich im Wohnzimmer auf das Sofa und versank in einen bleiernen Schlaf. Sie wachte erst auf, als Großvater sich neben ihr räusperte. Irgendjemand musste ihn in die Wohnung gelassen haben.

Donnerstag, 3. Oktober 2019 – Fribourg

Noch fünf Tage. Amanda steigt mit nackten Füßen die freischwebenden Holzstufen ins Erdgeschoss hinab, direkt auf die Glasfront hinter dem Esstisch zu. Da-hinter verdunsten die Bäume ihr Grün in den Morgen. Zwischen den Stämmen gärt der Herbst, verheißt die

Ruhe, auf die sie den ganzen Frühling und Sommer über gewartet hat. Aus der Schlucht steigen erste Nebelfetzen auf.

In der Küche mahlt sie sich Kaffee und lässt ihn in den Kolben rieseln. Mit schrillem Fräsen pulverisiert die alte Mühle die Bohnen. Es ist dieselbe wie damals, als Großvater noch hier gewohnt hat, und sie bloß Gast war, auch wenn sie beide wussten, dass ihr wahres Zuhause hier bei ihm war, in diesem Haus mit dem viel zu vielen Licht, hoch über Fribourg. Nicht bei Mutter in der Wohnung in Zürich, wo es keinen Garten gab und zwischen ihr und der Freude so viele Mauern, Treppenstufen und kotiger Asphalt lagen. Natürlich hätte sie das Joséphine nie gesagt. »Es ist unser Geheimnis«, hatte Großvater ihr immer zugeflüstert und dabei gezwinkert. Das war in den ersten Jahren gewesen, bevor Joséphine ihr verboten hatte, Großvater lieb zu haben.

Damals war sie nach dem Aufstehen immer leise aus ihrem Bett mit der Rosendecke gekrochen und ins Bad geschlüpft. Dort hatte sie ihr Ohr an das winzige Loch

im Boden der Dusche gelegt, das direkt über der Küche lag. Sobald sie den Großvater unten hörte, verließ sie ihren geheimen Lauschposten und lief im Flur die Flucht aus Einbauschränken entlang, mehr als sie zählen konnte, alle gleich und doch voll der unterschiedlichsten Schätze: in Fächern, Schubladen und an Bügeln, gehortet und vergessen. Dann, bedächtiger, denn rennen im Haus hatte Mutter ihr strikt untersagt, tapste sie die Treppe zum Erdgeschoss hinab, wo sie wartete, bis Großvaters Kaffee fertig auf dem Tisch stand und seine erste Zigarette brannte. Sobald er sich hinsetzte, kroch sie auf seinen warmen Schoß und er legte seine Hand auf ihren Rücken, genau zwischen ihre Flügelchen, wie er die beiden kleinen Knochenspitzen unter ihren Schultern nannte, so, als wäre es das Normalste der Welt, dass ein Mädchen wie sie bald fliegen könnte. Dann sagte er sanft: »Guten Morgen, Kleine.« In diesen Momenten war die Welt gut. Wie konnte er bloß so anders sein als Mutter? Die war doch seine Tochter. Vermutlich war ja die unbekannte Großmutter schuld daran, die sich noch vor Amandas Geburt in die Schlucht gestürzt und ihn im Stich gelassen hatte.

Amanda renkt den vollen Kolben in die Maschine, drückt den Ausgabeknopf und holt die Milch aus dem Kühlschrank. Caligula, der greise Kater, hockt neben ihren Füßen auf dem Boden und maunzt. Dies ist Amandas liebste Zeit. Ihr Mann Jan und ihr Sohn Benjamin sind noch oben und alles ist ruhig, ohne dass die Einsamkeit ihrer langen Tage sich schon auf sie gelegt hat.

Sie beachtet die Katze nicht, lauscht nochmals ins Haus hinauf und holt rasch die Steingutflasche aus dem Schrank unter der Spüle hervor, zwischen den Kristallvasen vom Flohmarkt und den bunten Gläsern, die sie damals gesammelt hat, als sie noch versucht hat, das Leben zu mögen. Was das heißt, hat sie bis heute nicht richtig verstanden oder erfühlt, denkt sie. Vermutlich ist sie deshalb von Vorbild zu Vorbild gehüpft, wie ein Kind, das auf Steinen über einen Bach balanciert. Das konnten Freundinnen, flüchtige Bekannte, aber auch Figuren aus einem Buch oder Film sein, wie Romy Schneider, Madame Bovary oder Marilyn Monroe. Seit sie denken kann, füllt Amanda ihre eigene Leere mit dem Leben der Anderen. So, wie sie

als kleines Mädchen hinter Fremden den Gehsteig entlang gegangen war, den Blick fest auf die Fersen vor sich geheftet, bis sie deren Gang ganz in sich aufgenommen und gespürt hatte, wie ihr die Füße anderer geboten, die ihren zu heben und zu senken. Für ein Scheibchen Zeit breitete sich dann eine tröstliche Rundheit in ihr aus und löschte alles Denken.

Manchmal nistete sie sich ganze Wochen oder Monate in anderen Menschen ein. Nicht vorsätzlich, es geschah einfach. Sie verliebte sich in andere Leben und konnte ihr geliehenes Ich mit einer Unbedingtheit lieben, wie sie sich selbst noch nie geliebt hatte.

So muss es sich anfühlen, wenn man einen Glauben hat, denkt Amanda, während sie darauf wartet, dass die Kaffeemaschine aufheizt. Wie tröstlich wäre es, tiefreligiös zu sein und stets zu wissen, was richtig und falsch ist. Den Beipackzettel für das Leben zu haben, den Joséphine ihr nicht gegeben hat, bevor sie sich vor fast neunzehn Jahren kommentarlos aus der Welt davongestohlen hat. Danach war alles schlimmer geworden. Wenn fortan wieder ein Mensch aus ihrem Leben verschwand, wegzog oder sich von ihr

abwandte, legte Amanda sich tagelang ins Bett, ins Niemandsland. Jede Handbewegung, Essen, Duschen, Denken verloren jegliche Bedeutung, bis ein neuer Wirt sie ahnungslos aufnahm und ihr lose gebündeltes Sein umfasste wie ein Kokon.

Als Christa, ihre Chefin, sie im vergangenen Januar bei der Arbeit in der Buchhandlung vor der Vertreterin eines kleinen Verlags gerügt hat, sie solle nicht ständig irgendwelche Leute nachäffen, hat sie damit aufgehört, sich in andere Menschen hineinzufantatisieren, sich deren Habitus, Wortschatz und kleine Tics zu borgen. Dabei war der Anlass nicht der Rede wert gewesen. Sie hatte nur unbewusst die Wangen leicht eingesogen, ihre Nasenflügel überbläht und das Kinn angehoben, wie besagte Frau es tat, während sie Christas ausschweifende Ausführungen zu einem Buch über sich ergehen ließ und sich ihre Ungeduld nicht anmerken lassen wollte.

Nach diesem Rüffel hatte Amanda sich bloßgestellt gefühlt wie seit Kindertagen nicht mehr. So sehr, dass sie nahe dran gewesen war, ihren Job zu kündigen. Der Vorfall hatte sie an den längst vergessenen, viel

zu klein gewachsenen Jungen in ihrer Schule erinnert, der ständig die letzten zwei Worte jedes Satzes, den er hörte, nachplapperte, mechanisch und leise. Sie und ihre Freundinnen hatten ihn nur Papagallo genannt. Papagei. Erst viel später hatte sie irgendwo gelesen, dass man diesen Tic Echopraxie nennt und den Kleinen nachträglich bedauert. Weniger für seine Veranlagung als wegen der Gnadenlosigkeit, mit der sie das magere Kind mit den vanillecrème hellen Haaren geplagt hatten. Und doch hatte sie ihn von da an im Stillen darum beneidet, dass seine Störung eine neurologische Sache war und einen wissenschaftlichen Namen hatte. Nicht wie ihre lebenslange Schwermut, die sich als persönliches Versagen ohne medizinische Rechtfertigung anfühlte. Sie fragt sich noch immer, was wohl aus ihr geworden wäre, wäre sie bei Joséphines Tod nicht mit Benjamin schwanger gewesen. Vielleicht wäre sie ihr gefolgt. Selbst Mutter zu werden hat das schiere Sein zwar nicht wirklich erträglich gemacht, aber sinnvoller. Es hat sie zumindest für einige Jahre davon abgehalten, sich Schritt für Schritt rückwärts aus ihrem Leben davonzuschleien.

chen, wie aus einer anstrengenden Party. Bis der Tod ihrer Kindheitsfreundin Mirella vor knapp 42 Wochen und Benjamins achtzehnter Geburtstag im letzten Frühling sie aus dem Funktionieren hob. Seither fühlt sie sich entgleist.

Den Job in Christas Laden hat Amanda dann doch behalten. Die drei Nachmittle pro Woche sind einer ihrer letzten Anker, die sie in der Welt der anderen festhalten und ihr Verlangen nach dem Sterben tarnen, bis der Tag gekommen ist, alles loszulassen.

Amanda drückt den Bügelverschluss der Flasche auf und trinkt zwei große Schlucke Wodka, ohne dazwischen abzusetzen, weil es so nur als ein einzelner zählt. Die Öffnung aus kühlem Stein an den Lippen lässt sie die Geborgenheit mit geschlossenen Augen in sich hineinrieseln. Dann klaubt sie sich eine Kaffeebohne aus dem Trichter der Mühle und holt eine Tabelle aus der kleinen Dose im Gewürzkästchen, die sie vor Jahren in einem der Schränke im Flur oben entdeckt hat. Etwas verbeult, auf dem Deckel eine

Schäferin mit Bändern auf dem Strohhut und ein Lämmchen zu ihren Füßen.

Sie zerkaut Bohne und Tablette gleichzeitig, damit der Mix aus Alkohol und Benzodiazepin schneller ins Blut kickt und ihr Atem sie nicht verrät. Es knirscht tief in den Ohren.

Wie so oft wundert sich Amanda auch heute, wie sie das Existieren bis zu ihrem vierzehnten Lebensjahr nüchtern ertragen hat. Sie weiß es nicht. Es war einfach, wie es war. Bis der erste Suff kam. Ein Fläschchen mit der Aufschrift »Trink mich« und ein Türchen in einen Kaninchenbau tief unter der Realität.



Pendragon Verlag
Günther Butkus
Stapenhorststraße 15
D 33615 Bielefeld
Tel. 0521 69689
kontakt@pendragon.de

www.pendragon.de

*Bei Fragen zur Produktsicherheit
wenden Sie sich bitte an
die oben genannte Person/Adresse.*